r. 119. XXVIII. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, den 6. März 1899.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

xplosion eines Pulvermagazins bei Toulon.

Siebzig Personen getödtet.

Der Telegraph übermittelt uns aus Toulon die Nach- ht von einer furchtbaren Katastrophe. Gestern ih um 2½ Uhr fand in dem Marinepulvermagazin dem Dorfe Lagoubran, zwei Kilometer von Toulon, ne Explosion statt, durch welche nach vorläufigen mittelungen **siebzig Personen getödtet und hundert- nd zehn verwundet** wurden. Die Untersuchung über die ache der Explosion hat bis jetzt keine greifbaren Resultate geben. Jedenfalls muß man von jedem Gedanken an Bös- illigkeit absehen. Die Marinebehörden glauben, daß eine emische Zersetzung in einer Kiste mit rauchlosem ulver stattgefunden hat. Die Katastrophe forderte auch zahl- iche Opfer unter den Bewohnern des nächstgelegenen Viertels, essen Häuser vollkommen dem Erdboden leich gemacht sind. Ein gestern Nachmittag um 5 Uhr Toulon aufgegebenes Telegramm besagt: Die Arbeiten r Auffindung der Opfer dauern fort. Bis jetzt sind Todte in die Hospitäler oder in ihre Wohnungen ge- acht worden. Von den sieben Soldaten, welche die Wache dem Pulvermagazin hatten, sind vier getödtet und ei schwer verwundet. Auf zwei Kilometer m Umkreise ist alles verwüstet, die Häuser erstört und die Felder verheert. Zahlreiche Schäden sind bis vier Kilometer in die Stadt Toulon hinein gerichtet. In der Vorstadt St. Jean Duvar sind Thüren nd Fenster zertrümmert. Der Knall der Explosion wurde s Nizza gehört, die Erschütterung wurde an der anzen Riviera verspürt. Der Munizipalrath trat einer außerordentlichen Sitzung zusammen und beschloß Maßnahmen zur ersten Hilfeleistung für die Betroffenen. Der Marineminister sandte ebenfalls Hilfe.

Nach einer anderen telegraphischen Meldung hat das ex- dirte Pulvermagazin 50,000 Kilogramm schwarzes Pulver halten. Die Identität der Getödteten festzustellen, ist meist möglich.

Aus Paris meldet uns ferner ein Privat-Telegramm: Die Kunde von der Katastrophe in Toulon wurde hier urch die Nachmittagsblätter verbreitet. Die ersten Nach- richten besagten, daß Nachts um zwei Uhr die Bewohnerschaft von Toulon durch einen furchtbaren Knall geweckt wurde. Man stürzte an die Fenster und auf die Straße und bemerkte im Himmel im Osten einen rothen Schein. An vielen Häusern waren die Scheiben zerbrochen, auf der Straße lagen einzelne Trümmerreste, der erste Gedanke der Toulouer war, daß ein Schiff in die Luft geflogen sei, dann verbreitet sich die Kunde, daß das Pulvermagazin in dem Dorfe Lagoubran, das zwei Kilometer von der Stadt entfernt ist, explodirt sei. Die Toulouer, die an der Unglücksstätte eintrafen, sahen, daß das Pulvermagazin völlig verschwunden war, zehn von dreißig Häusern des Dorfes sind zertrümmert, die Bewohner des Dorfes standen jammernd auf der Chaussee, einige wie wahnsinnig vor Schrecken. Viele Todte und Verwundete liegen umher, die Todten fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Um drei Uhr Nachts trafen die aus Toulon gesandten Marinetruppen und Aerzte mit Krankenwagen ein. In der ersten Stunde wurden sechszehn Leichen unter den Trümmern hervorgezogen.

Im Augenblick der Explosion war auf der Chaussee am Meere ein Wagen mit vier Insassen dicht bei dem Magazin unterwegs gewesen, der Wagen wurde ins Meer geschleudert, und drei der Insassen ertranken. Wie viele Personen sonst ins Meer geworfen wurden und umgekommen sind, ist einstweilen unbekannt. Gegen Mittag wird angenommen, daß die Zahl der Todten sechzig weit übersteige und mindestens hundert Personen schwer verwundet sind. Die unversehrt gebliebenen Häuser sind in Spitäle verwandelt. Mit jeder im Laufe des Tages in Paris eintreffenden neuen Depesche erscheint die Katastrophe furchtbarer. Die ersten am Morgen eingetroffenen offiziellen Depeschen hatten die Tragweite des Unglücks nicht erkennen lassen.

Der Marineminister hat zur ersten Hilfeleistung 10,000 Frcs. nach Toulon gesandt.

Die Enthüllungen Esterhazys.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Paris,** 5. März.

Esterhazy hat gestern angefangen, seine vor der Kriminalkammer des Kassationshofes gemachten Aussagen im Londoner „Daily Chronicle“ zu publiziren. Er will den Bericht in dem Londoner Blatte morgen fortsetzen, hat aber bereits heute bei einem Pariser Verleger eine Broschüre mit dem Text seiner vollständigen Aussagen erscheinen lassen.

Diese Enthüllungen machen hier das denkbar größte Aufsehen. Fast alle Blätter beschäftigen sich mit ihnen. Allerdings sagt Esterhazy wenig, was nicht schon bekannt wäre. Aber einmal klingt seine diesmalige Erzählung infolge der vielen Details, die sie enthält, glaubwürdiger als die früheren, und dann ist die öffentliche Meinung heute auch bereits mehr geneigt, an gewisse Umtriebe zu glauben, die man vor Kurzem noch für eine Erfindung der Dreyfus-Partei halten wollte.

Aus der Erzählung Esterhazys geht hervor, daß bereits einen Monat, ehe der Name Esterhazys in der Oeffentlichkeit genannt wurde und ehe Mathieu Dreyfus seine Denunziation erließ, der Generalstab sich bemühte, Esterhazy zu schützen, daß der Generalstab dann jeden Schritt Esterhazys geregelt, und daß die verschiedenen Enqueten und Untersuchungen, denen Esterhazy unterworfen worden war, vorher mit ihm verabredet wurden.

Auf Befehl des Generalstabs schrieb er jenen Brief, in dem er verlangte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; und all seine Antworten, die er vor den Richtern gab, waren ihm Wort für Wort vorgeschrieben. Alle diese Weisungen wurden ihm durch den Oberstleutnant Paty de Clam überbracht, der mit einem falschen Barte angethan war, und dem wiederum Esterhazys Geliebte, die Madame Pays, als Mittelsperson diente.

Besonders interessant ist Esterhazys Behauptung, daß während des Zola-Prozesses die ganze Taktik der Generalstabspartei im Kabinet des Vertheidigers Esterhazys, Tézénas, geregelt wurde, und daß Tézénas auch die Worte aufsetzte, welche General Boisdeffre vor den Geschworenen sprach.

Am zweiten Tage seines Verhörs vor der Kriminalkammer wurde Esterhazy befragt, ob er Erklärungen über seine angeblichen **Beziehungen zum Oberst v. Schwarzkoppen,** die er bekanntlich selbst erzählt hatte, geben wolle. Esterhazy entgegnete: „Es ist die Aufgabe meiner Chefs, zu reden, wenn sie es nicht thunwollen, ist das ihre Sache.“

Ueber den **Ursprung des Bordereaus** giebt er gleichfalls eine ausweichende Antwort. Er sagt, zwei Kriegsgerichte hätten entschieden, daß das Bordereau nicht von ihm sei. Er könne nichts hinzufügen; er bestreitet, erklärt zu haben, der Autor des Bordereaus zu sein.

Von den heutigen Morgenblättern geben die revisionsfeindlichen natürlich nur verstümmelte Auszüge aus dieser Erzählung Esterhazys. Andere, wie der unparteiische „Matin“, wünschen eine Erklärung darüber, warum der Generalstab Esterhazy um jeden Preis retten wollte. Cornély im „Figaro“ hofft noch, die Erzählungen Esterhazys möchten sich als unwahr erweisen.

Die Revisionspresse erklärt, es sei nunmehr unmöglich, daß nicht volles Licht gemacht werde. Sie verlangt, daß Tézénas und Boisdeffre sich umgehend äußern. Jaurès in der „Petite République“ weist darauf hin, daß General Boisdeffre alle Umtriebe du Paty de Clams gekannt habe (Esterhazy zufolge hat er auch die Fälschung Henrys gekannt) und sagt, jetzt beginnt die Affäre Boisdeffre. Clémenceau schreibt, wie weit ist Zola mit seinem niederschmetternden offenen Brief „Auf Befehl freigesprochen“ noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben.

Das Ministerium Silvela.

Madrid, 5. März. (Privat-Telegramm.) Morgen wird sich das Kabinet dem Parlament präsentiren, worauf das letztere sofort vertagt und innerhalb vierzehn Tagen aufgelöst werden wird. Der Minister des Inneren erklärte, die Regierung wolle keine Wahlbeeinflussungen vornehmen, daher wird sich in den größeren Orten diesmal ein wirklicher Wahlkampf entwickeln, wozu sich die liberalen Elemente zusammenzuschließen suchen. Die Regierung hofft ihrerseits durch Erfüllung einiger Wünsche, die seinerzeit von der Versammlung der Handelskammern votirt waren, für sich Stimmung zu machen. Sie hat die Vertreter der Handelskammern eingeladen, zum Zweck einer Rücksprache hierher zu kommen.

Madrid, 5. März. (W. T. B.) Die Minister werden heute Nachmittag zu einem Ministerrath zusammentreten, bei welchem auch Duran zugegen sein wird; bis dahin werden die Ernennungen verschoben. Camara lehnt das Portefeuille der Marine ab, da er es vorzieht, das Schulgeschwader zu befehligen. Auch der Admiral Gomez Jnaz hat abgelehnt. Romero Robledo hat Sagasta seine Hilfe angeboten, um gemeinsam mit ihm die Freiheiten zu vertheidigen, angesichts des Umstandes, daß drei Reaktionäre im Ministerium seien.

Die Zeitungen mit republikanischer Richtung veröffentlichen heftige Artikel gegen das neue Kabinet. Der gestrige Ministerrath beschäftigte sich mit der öffentlichen Ordnung. In der Provinz Kastilien und in den Gebirgsgegenden Kataloniens finden karlistische Bewegungen statt. Vorsichtshalber wird der Stand der Armee nicht verringert werden. Die Regierung überwacht die Vorgänge mit Aufmerksamkeit.

Valencia, 5. März. (W. T. B.) Der Dampfer „Cheribon“, mit dem letzten spanischen Truppentransport von Kuba an Bord, dessen Ausbleiben Besorgniß erregt hatte, ist hier eingetroffen.

△ **Paris,** 5. März. (Privat-Telegramm.) Der „Temps“ schreibt: Silvela ist der Rechtsbeistand der spanischen Eisenbahngesellschaften und wird die Einigung zwischen diesen und dem Staat herstellen. Französische Finanzkreise sind über das Ministerium Silvela sehr befriedigt. Durch die Auflösung der Cortes wird die Durchführung der Reorganisirung der Finanzen allerdings einen Aufschub von drei Monaten erleiden.

Vorlesung des Ur-Faust.

F. M. Zum Besten des Allgemeinen deutschen Schulvereins, der mit geringen Mitteln ein großes Ziel verfolgt, fand gestern Mittag im Bechsteinsaale eine außerordentliche Veranstaltung statt. Der Ur-Faust, die von Erich Schmidt vor 12 Jahren glücklich entdeckte erste Form des einzigen Werkes, sollte zum ersten Male von Künstlern öffentlich vorgetragen werden. Hedwig Niemann-Raabe, Herr Dr. Pohl, Frau Schramm sollten mitwirken, als letzter, nicht geringster Rezitator auch Professor Erich Schmidt, der überdies die literar-historische Einleitung übernommen hatte. So war denn der Bechsteinsaal beängstigend voll von Kunstfreunden und Goethe-Philologen. Dem Hauptstück ging die Vorlesung einer der merkwürdigsten Dichtungen Goethes voraus, der „Proserpina“, über welche der Bericht sich kurz fassen muß, wenn er nicht mit Goethe-Gelehrsamkeit klettiren und damit lästig fallen soll. Goethe hat das schöne Gedicht, als ihn wieder einmal „der Teufel der Parodie ritt“, in der Literaturposse „Triumph der Empfindsamkeit“ so gut versteckt, daß die meisten Leser es wohl nicht kennen; es ist aber nicht ganz richtig, daß es dort nur einfach eingeschoben worden ist und (wie in der bekannten Tempel'schen Goethe-Ausgabe geschieht) schlankweg weggelassen werden könnte. Die tolle Posse, welche sich über die Sentimentalität der Zeit und auch über den Werther selbst lustig macht, knüpft mehrfach an die „Proserpina“ an. Goethe hat die kleine Dichtung durch die wesentliche Einschaltung“ verurtheilen wollen. Mit den einleitenden Worten überzeugte Erich Schmidt von der Richtigkeit seiner Vermuthung, daß das Melodrama „Proserpina“ ursprünglich für Gluck bestimmt war, der es zur Erinnerung an eine ihm theure Todte in Musik setzen wollte. Hedwig Niemann las das aus dem Schutte der Empfindsamkeit gerettete Werk mit all ihrer Kunst vor; aber die Wirkung blieb hinter den Erwartungen zurück.

Dann folgte der Ur-Faust, dessen herrlichster Theil mit vertheilten Rollen vorgelesen wurde. Erich Schmidt hatte vorher knapp und klar auf die Punkte aufmerksam gemacht, in denen diese erste Niederschrift sich von dem Faust unterscheidet, den wir auswendig kennen. Man hatte ganz gut eine Stunde intimen philologischen Genusses haben können. Umsonst! Umsonst wollten wir besonders darauf achten, wie die Kerkerszene sich in der naturalistischen Prosa des jungen Goethe ausnahm. Die Gewalt der Gretchen-Tragödie und die hinreißende Natur von Hedwig Niemann erwiesen sich stärker als das literargeschichtliche Interesse. Schon Mephisto und Marthe rückten die Zuhörer wie im Theater. Als aber die ersten Liebesszenen vorüber waren, und die eigentliche Tragödie Gretchens begann, da war bald alles vergessen, Theater und Bechsteinsaal, Goethe-Philologie und wahrhaftig für eine Weile Goethe selbst. Noch zittert die Erschütterung nach; so hat noch niemand von uns Gretchens Gebet und den Jammer der Kerkerszene sprechen gehört. Da hört die Kritik auf, und die Dankbarkeit beginnt, um zu verstummen. Hoffentlich entschließt sich unsere große kleine Niemann, die Vorlesung zu wiederholen; das war der allgemeine Wunsch, und dieser Erfolg wird auch den gelehrten Veranstaltern der Matinée der liebste gewesen sein.

Belle-Alliance-Theater.

Zum ersten Mal:

„Die Gräfin von Schwerin,“ historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Wichert. In Szene gesetzt von Paul Pauly.

hd. Es war ein ganz hübscher Erfolg. Der Autor konnte zufrieden sein. Das vollbesetzte Sonntagshaus hielt mit seinem Beifall nicht zurück. Es erwärmte sich für den dritten und vierten Akt sogar recht lebhaft. Die ersten beiden, etwas pedantischen Expositionsakte konnten nicht sonderlich gefallen, und auch der Schluß fiel ein wenig ab. Immerhin wurde Wichert nach jedem Aktschluß zwei Mal, nach den Premieren öfter hervorgeklatscht. Die mehrmalige Verschiebung der Premiere, zuletzt auf den gestrigen Sonntag, hatte ihr Gutes.

Bis gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ist der Dichter diesmal zurückgegangen, um einen nach seinem Herzen patriotischen und dichterisch nicht uninteressanten Stoff zu finden. Auf Dänemarks Thron sitzt der junge König Waldemar II., der die deutschen Lehnslande zwischen Elbe und Eider, darunter die Grafschaft Schwerin, durch das Glück seiner Waffen sich lehnspflichtig gemacht hatte, während Kaiser Friedrich II. sein Versprechen dem Papst endlich erfüllte und seinen Kreuzzug ins Werk setzte. Dem Kaiser hatte sich Graf Heinrich von Schwerin angeschlossen, der trotz vorgerückten Alters die Slavin Margarethe, die jugendlich schöne Tochter der Herrin von Slawin, geheirathet und für den Fall der Geburt eines Thronerben eine Dankeswallfahrt zum Grabe der Christenheit gelobt hatte. Margarethe war in diese Ehe vor ihrer Liebe zu König Waldemar geflohen, der sie während der Abwesenheit ihres Gatten bei der Mutter zu finden wußte, sie aufhob und nach dem herrenlosen Schweriner Schloß entführte. Graf Heinrich gilt für todt, da schon drei Jahre seit seiner Auskahrt ins Land gegangen sind. Er kehrt zurück, als Margarethe kaum mehr den Werbungen Waldemars Widerstand entgegenzusetzen vermag. Mißtrauisch läßt er sie schwören, daß die Ehre seines Hauses noch nicht befleckt sei, daß sie die Ehe auch selbst nicht im Herzen gebrochen habe. Und nicht zufrieden damit, rächt er den Gewaltstreich Waldemars gegen seine Gattin durch einen Gewaltstreich an dem König: nach einer Jagd läßt er ihn aufs Schiff und als Gefangenen in sein Schloß bringen. Das zu des Königs Befreiung heranrückende Dänenheer schlägt er mit Hilfe befreundeter Grafen und Städte, und König Waldemar muß, um sich selbst zu befreien, vor dem als Schlichter des Streits zwischen dem Lehnsherrn und dem Lehnsträger herbeigeeilten Kaisersohn, dem deutschen König Heinrich VII., alle seine kriegserworbenen Rechte auf die deutschen Lande zwischen Elbe und Eider in die Oberhoheit des Kaisers zurückgeben. Aber während so Graf Heinrich von Schwerin als wackerer Deutschfürst und Sieger dasteht, ist er der Besiegte in seinem Hause. Das Herz seiner Gattin hatte ihm nie gehört, ihre Ehe war eine Lüge, ihr Treueid ein Meineid vor ihrem Gewissen, und die letzte Prüfung des eifersüchtigen Grafen, den gefangenen König selber zu bewachen, während Heinrich gegen die Dänen im Felde stand, hatte sie nicht bestanden: sie gab sich dem Geliebten und König hin und richtet sich selbst durch einen vergifteten Dolch.

Die Schwächen der Fabel liegen auf der Hand. Warum muß Margarethe mit ihrer Lüge in die Ehe mit Heinrich treten, wenn nicht einmal ein Standesgrund der Verbindung mit dem Dänenkönig im Wege stand? Nur um den Knoten der Handlung nach dem Muster der Modernen vor dem Beginn des Stückes zu schürzen? Man findet während der ganzen fünf Akte keine plausible Antwort auf diese grundlegende Frage. Hat man guten Willen genug sie überhaupt nicht aufzuwerfen, so weiß man von vorn herein, wie es zwischen Margarethe und Waldemar kommen muß, wenn anders es eine Gerechtigkeit des Herzens giebt und der Dichter seine Geltung behalten soll als dieser Gerechtigkeit königlicher Anwalt. Das psychologische Interesse drängt sich so auf die Figur des Grafen Heinrich fast ausschließlich zusammen. Aber kann man für diesen eisbärtigen Othello Mitleid empfinden, der sich so schlecht auf die Natursprache weiblicher Leidenschaft versteht, der seiner jungen Frau ungewollt und gewollt schier übermenschliche Prüfungen auferlegt? Man kann nicht mitempfinden, wenn dieser greisenhaft eifersüchtige, sich selbst die Hörner aufzwingende Weibestyrann zum Schluß dastehen soll als ein ganzer Mann und reichsdeutscher Held.